

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

Freitag, 7. Januar.

1916.

(Schluß.)

## Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Söder.

(Nachdruck verboten.)

Snyder vernünftete innerlich gerade die Bähigkeit der ihm vorgesetzten Sammelkneule. Nun schaute er verwundert auf. „Die Herrschaften scherzen wohl? Herr Waltham ist noch nicht verheiratet.“

„Nicht verheiratet?“ Die acht oder zehn Töchter schrien wie Hühner, zwischen welche ein Marder gefahren ist.

„Nicht ver-hei-ratet?“ fragte auch die fassungslose Frau Smith mit wuchtiger Betonung jeder Silbe. Ihr Gatte beugte sich mit starrem Entsetzen über den Tisch, während Jüngersoll mit aufgesperrtem Munde saß und ganz vergaß, die Gabel mit einem aufgespießten Bissen wollends zum Bestimmungsort zu führen.

Snyder aß seelenruhig weiter. „Wie ich Ihnen sage, Herr Waltham ist so wenig verheiratet wie zum Beispiel ich. Er ist der zehnte Junggeselle von ganz New York.“ Nun, als neue Entsetzensrufe zu seinen Ohren drangen, wurde er aber endlich aufmerksam. „Wie meinen die Herrschaften eigentlich?“ fragte er betreten.

Smith wollte sprechen, doch seine Gattin hielt ihm den Mund zu. „Vorsichtig, John!“ mahnte sie.

Snyder wurde es ganz schweiß, als er nun das Dubend Fischaugenpaare auf sich gerichtet fühlte. Der Appetit verging ihm, und er schob seinen Teller zurück. „Nein, Herr Waltham ist nicht verheiratet“, bekräftigte er nochmals. „So wenig wie — wie Ihre Töchter hier!“

Die Mutter schluckte. „Es bedarf wohl keiner Frage, daß meine Töchter jederzeit die ehrenwertesten Gatten finden könnten — Ihr braucht darum nicht zu erröten, meine Lieblinge“, setzte sie sanft hinzu. „Ich sehe nur den Fall.“ Mit eisiger Hoheit wendete sie sich dann immer ungemüthlicher sich fühlenden Snyder wieder zu. „Sie werden zugeben, daß sich in Begleitung von Herrn Waltham ein — ein Fräulein befindet, die —“

„Ach, Sie meinen die Stenographin?“ Er lachte glücklich, wie in der Hoffnung, das seltsame Mißverständniß rasch aufklären zu können. „Ist die auch hier? Die kennt Herrn Waltham ja kaum.“

„Kennt sie kaum?“ stöhnte Frau Smith, während ihr Nachdruck sich in lautem Geflüster erging.

„Ich muß aber doch sehr bitten!“ brauste Smith auf. „Das sind unzeitige Scherze!“

„Sehr unziemliche Scherze!“ meckerte sein getrautes Echo, indem er in der Gewissheit, daß es mit dem Frühstück nun doch zu Ende sei, schleunigst noch einen gewaltigen Bissen hinter den breiten Kinnladen verschwinden ließ.

Snyder wurde empfindlich; er glaubte nicht anders, als man wolle ihn zum Narren haben. „Ich weiß nicht, was das alles zu bedeuten hat“, meinte er aufgeregt. „Durch eine Telegrammverstümmelung veranlaßt, schickte ich mit Herrn Walthams Salonwagen eine sich gerade bei mir um Stellung bewerbende Stenographin, ein junges Mädchen, von dessen Existenz Herr Waltham bislang keine Ahnung hatte.“

„Er scheint inzwischen von ihr außerordentlich viel Ahnung bekommen zu haben!“ krächte Smith mit über-schlagender Stimme.

„Aber erlauben Sie einmal!“ Bornig sprang Snyder auf.

Er fühlte sich von dem ebenfalls aufgestandenen Hausherrn beim Arm gepackt. „Wissen Sie, daß Ihr Herr Waltham uns diese — diese Person als seine Frau ins Haus gebracht hat?“

Er kam nicht weiter, denn in diesem Augenblick kam John B. Waltham Arm in Arm mit Lucy durch den Garten heran. Er war wie verwandelt, lachte und scherzte und war so völlig in sein Glück vertieft, daß er ganz erstaunt aufschaute, als bei ihrer Annäherung die Smith'schen Töchter mit entsetzenden Schreien, als hätten ihre Augen den leidhaftigen Bösen geschaut, über die Terrasse hüpfen gleich einem Schwarm aufgeseuchter Hühner, um in der Haustür zu verschwinden. Auch Frau Smith, die überraschend schnell zu sich gekommen war, machte Miene, wie vor Entsetzlichem zu fliehen, doch sie harrete aus, mit versteinertem Gesicht.

„Was geht hier eigentlich vor?“ fragte Waltham. Er nahm den hastig auf ihn zutretenden Snyder wahr und stutzte. „Gallo, welcher Wind treibt denn Sie her?“

„Haben Sie meine Depesche nicht erhalten?“ fragte der vor Bestürzung nahezu Veräumbte.

„Ihre Depesche? — Jetzt erinnere ich mich, ein Expreßkutsche gab mir so was in Madison, doch ich hab's vergessen. Das Ding muß noch in meiner Rocktasche stecken.“

Doch er kam nicht dazu, die Depesche zu lesen, denn mit unheilverkündender Miene trat das Smith'sche Ehepaar auf ihn zu. Sie wollten beide zugleich sprechen und brachten es darum nur zu einem unverständlichen Gemurmel. „Ihrer nahm sich Jüngersoll an, der hinter seinem Herrn und Meister schritt. „Sie sind wohl immer noch verheiratet, he?“ fragte er.

Da fand Smith seine Sprache wieder. Er stellte sich in Positur und räusperte sich. „Herr Waltham“, sagte er mit Grabesstimme, „ich frage Sie auf Ehre und Gewissen, sind Sie mit dieser — er schluckte — „mit diesem Fräulein hier“, setzte er kleinlauter hinzu, als er einem flammenden Bornesblicke begegnete, „mit diesem jungen Fräulein verheiratet?“

„Selbstverständlich!“ lautete die prompte Antwort. „Auf Ehre und Gewissen, wenn Sie so feierlich fragen, ich bin mit diesem Fräulein hier so gut verheiratet wie Sie mit Ihrer Frau.“

„Ach — das ist stark!“ hauchte Frau Smith.

„Aber Herr Waltham —“ stotterte auch Snyder verblüfft. Er schaute sich fast die Augen aus dem Kopf und ließ den Blick zwischen seinem glücklich lächelnden Chef und der an dessen Arme hängenden, zwar ängstlich, doch auch selig dareinschauenden Lucy hin und herfahren. „Ich erkläre den Herrschaften, Sie seien nicht verheiratet und —“



„Snyder, Sie sind ein Idiot!“ fertigte ihn Waltham ab. Das war schmerzlich, und mit einem vorwurfsvollen Dulderrblick knickte Snyder zusammen. Er liebte solche Bezeichnungen nicht, wenn sie ihm selbst galten.

Waltham hatte sich mit weltmännischem Anstand an das Ehepaar gewandt; er war bleich, aber gefaßt und flüsterte der an seinem Arm zitternden Lucy Mut zu. „Mir scheint, die Wahrheit ist inzwischen doch durchgedrungen“, begann er, „und da ist es wohl am besten, ich sage Ihnen alles. Schon damit auf meine liebe Frau nicht der geringste Schatten fällt!“ sagte er, zärtlich zu Lucy niederblickend.

In kurzen Worten setzte er nun den Sachverhalt auseinander. Zuerst begegnete er skeptischen Mienen, die sich nur allmählich und widerwillig aufhellten, als er im Laufe seiner Darlegungen die Unglücksdepesche vorwies, die ihm zuletzt doch noch zu hohem und — wie er sagte — unverdientem Glück verholfen hatte. „Mein Entschluß, Lucy um ihre Hand zu bitten, stand schon fest, ehe die Herren zu mir einstiegen. Ich würde ihr sonst nicht einen solchen abenteuerlichen Vorschlag zu machen gewagt haben. Doch mir blieb keine Wahl, denn Zeit zu einer Erklärung hatte ich nicht. Heute in aller Frühe ließen wir uns trauen. Hier ist unser Trauschein!“ Er legte auch dieses Dokument dem Ehepaar vor.

„Ja aber —“ knurrte Smith, der nicht recht wußte, wie er sich zu verhalten hatte und auf die immer noch unheilverkündende Miene seiner besseren Hälfte schielte.

Lucy hatte sich sanft Walthams Arm entwunden. Nun trat sie an Frau Smith heran und schaute mit feuchten glückschimmerndem Blick zu ihr auf. „Können Sie mir verzeihen?“ fragte sie leise. „Ich kann mich nur mit meiner Liebe entschuldigen. — Ich konnte nicht anders handeln“, setzte sie errötend hinzu.

Wohl lächelte die Würdige noch bittersüß, doch sie war eine Frau, und in ihrem verkümmerten Herzen stieg eine Ahnung des heiligen Glüdes auf, das in der Seele des holden, jungen Weibes lebte — eines Glüdes, an dem sie nie teilgehabt.

So winkte sie ihrem Manne zu und beugte sich über die Liebliche, um sie zu beglückwünschen.

Noch am selben Vormittag wurde der Vertrag vollzogen. Die Einladung des Smithschen Paares, ihren Aufenthalt auf einige Tage auszudehnen, nahmen die Liebenden indessen nicht an. Es war für das geschäftliche Einbernehmen auch besser, trat man in keine näheren persönlichen Beziehungen. Zudem drängte das junge Paar nach Alleinsein mit seinem Glück. Lucy wußte sich keine liebere Zufluchtsstätte zu denken, als den von ihr so schnell liebgewonnenen Salonwagen. Niemand sollte um sie sein dürfen, nicht einmal ein Diener. Lächelnd willigte Waltham in den ersten Wunsch seiner jungen Frau; er hatte bereits eine Ahnung, als ob er in Zukunft öfters solche Wünsche würde erfüllen dürfen.

Einer langen Aussprache mit Snyder bedurfte es nicht; der Vertrag war ja abgeschlossen, und alle anderen Geschäfte lagen bei dem Geschäftsführer in guten Händen. Dieser sorgte noch schnell dafür, daß der Salonwagen mit reichlichem Proviant versehen wurde. Schon am Nachmittag, nach einem leidlich herzlichen Abschied von der Familie Smith, reisten die Liebenden ab, um sich zunächst nach Lucys kleiner Heimatstadt in Iowa zu begeben, und dort die Mutter mit ihrem jungen Glück zu überraschen.

Snyder konnte sich der Nüchternung nicht erwehren, als er am Bahnhof stand und in der Ferne Lucys winkendes Taschentuch allmählich verschwinden sah. Drei Tage zuvor hatte sie ihm auch so zugewinkt, damals eine kleine, verschüchterte, stellasche Stenographin und heute die glückliche, angebetete Frau eines Minenkönigs. Was doch solch eine kleine Depeschenvermittlung nicht alles zuwege bringen kann! —

Als Snyder zwei Tage darauf die New Yorker Geschäftsräume wieder betrat, kam ihm Hopkins voll ge-

spannter Erwartung entgegen und folgte dem Gewaltigen nach dessen Privatbabinett.

„Wie hat's Herr Waltham denn aufgenommen?“ erkundigte er sich ängstlich. „Ich meine, was hat er denn mit der kleinen Stenographin gemacht?“

„Was wird er gemacht haben“, entgegnete Snyder mit einem hoheitsvollen überlegenen Lächeln. „Geheiratet hat er sie natürlich.“

„Na — natürlich?“ stotterte der Kassierer sungslos.

Doch Snyder war der Situation gewachsen. „Merken Sie denn nicht, daß ich die damalige Depesche absichtlich falsch verstanden habe, Mensch?“ fragte er und tippte mit dem Finger an die Stirn. „Glauben Sie wirklich, ein derartiges Mißverständnis wäre bei dem Geschäftsführer unserer Firma denkbar? Oh, diese Sache habe ich wundervoll gedreht — was? — Gehen Sie an Ihre Arbeit, Hopkins“, seufzte er kummervoll, „Sie sind und bleiben ein Idiot!“

Völlig geknickt schlich der Kassierer aus dem Zimmer. Doch an seinem Pulse, als er gerade die Feder wieder eintauchte, lagte er laut und vernehmlich, daß es das ganze Personal hören mußte — und eine Welt voll Groll lag dabei in seinem Ton — dreimal hintereinander: „Idiot! — Idiot! — Idiot!“

Und nachdem er dergestalt seinem gepreßten Herzen Luft gemacht, fuhr er in seiner Arbeit fort.

— Ende. —



Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Goethe.

## Das Kriegstagebuch einer deutschen Frau.

Wenn einmal die Geschichte dieses Weltkrieges in umfassender Weise geschrieben wird, dann wird man neben dem beispiellosen Heldentum des Mannes auch den der Frau nicht vergessen dürfen, wenn ein lückenloses Bild dieser furchtbaren Zeit gezeichnet werden soll. Wir haben staunend erlebt und sind noch täglich Zeuge, wie das weibliche Geschlecht voll entschlossener Tapferkeit, unentwegter Pflichttreue und Ausdauer den schwersten Aufgaben gerecht zu werden sucht und sich ihnen gewachsen zeigt.

Neben diesem Heer von Frauen aber, die sich bisher so groß gezeigt in ihren Leistungen, wird nur vereinzelt jener gedacht, die nahezu übermenschliches leisten: im Erhalten. Nun liegt in einem Tagebuch das Erleben einer solchen Frau vor uns, das mitten hineinführt in die furchtbaren Schreden des Krieges und voller Lebendigkeit das tägliche Geschehen in einer rings von Feinden umgebenen Festung zeigt.

J. v. Michaelisburg, die Gattin eines Sanitätsoffiziers aus Wien, ist diesem, da kinderlos, freiwillig nach dem Ort seiner Tätigkeit gefolgt, um dort beim Roten Kreuz nach besten Kräften Hilfe zu leisten. Ihre täglichen Aufzeichnungen „Im belagerten Przemysl“ (E. F. Amelangs Verlag, Leipzig) sind von einer packenden Plastik, dabei frei von jeder, dem weiblichen Geschlecht oft eigenen Weibchenspezifität der Schilderung, so daß man unmittelbar daran teilnimmt. Wie man die Festung mit ihrem vielgestaltigen Leben vor sich zu sehen glaubt, so auch das bunte Gemisch der Bevölkerung in allen ihren Schichten. Was aber ungleich wertvoller ist und namentlich dieses eigenartige Werk einer Frau lesenwert für jene ihrer kleinlich denkenden, sich nur um Nichtigkeiten sorgenden Mitbewohnerinnen macht, die den vollen Frieden der Heimat genießen, das sind Schilderungen einzelner Episoden in dieser Tragödie.

Wie erschütternd wirkt es, wenn sie unter den Aufzeichnungen der ersten Tage der zweiten Belagerung der Feste gelegentlich der Austeilung von warmer Winterkleidung berichtet: „Wie der Mann die Winterfäden sah, wandte er kein Auge von ihnen und flehte: „Sagen Sie mir, was sie kosten, ich zahle alles, alles, so viel Sie wollen!“, und wie sie dann wieder ganz schlicht konstatiert: „Es ist ganz markwürdig, wie die Dinge hier ihren Wert verändern. Das Geld, das uns im Frieden so beherrscht, ist hier eine fast geringschätzige Be-



handeste Sache geworden. Jeder hat es, aber keiner kann es in das umsetzen, was er braucht!"

Das Weihnachtsfest, das auf den 48. Tag der zweiten Belagerung fiel, ist still und doch im Zeichen des lichterglänzenden Tannenbaums vorübergegangen, der erst im Spital und dann auch am ersten Weihnachtstag daheim ihr und ihrem Gatten brannte. Die für diesen bestellte Wäsche konnte nicht fertiggestellt werden, da „in keinem Laden der Stadt auch nur eine einzige Spule weißer Zwirn mehr erhältlich war“. Der Januar hat sich mit Schnee und Kälte eingestellt und die russischen Bomben haben Tausende von Fensterstößen zertrümmert. Schon zählt man 50 Kronen für einen Ersatz derselben und ist beneidenswert glücklich, ihn noch zu erhalten. Die anderen verkleben die Fenster mit Papier oder verhängen sie mit Tüchern, die eindringende Kälte abzuhalten. „Trotzdem klagen die Leute nicht; saßen auch mittags ein paar Bomben vor ihrem Fenster herunter, so sind sie eine Stunde später wieder oben auf, wenn irgend ein frohes Gerücht ihnen einen Hoffnungsstrahl zuwirft. Es ist erstaunlich, wie mutig die Bevölkerung hier ist. Kein Mensch läßt den Kopf hängen, obgleich stellenweise und namentlich am Friedhof die Schrapnells so arg sausen, daß tagelang niemand mehr begraben werden kann und die Leichenzüge gezwungen sind, wieder umzukehren.“

So reißt sich Bild an Bild, Erlebnis an Erlebnis, eines immer packender als das andere, bis das Furchtbarste eintrifft, das alle gefürchtet und doch voll Hoffnung und Optimismus nicht für möglich gehalten: die Übergabe der Festung wegen völligem Mangel weiterer Lebensmittel.

Die Realität, mit der sie die stumpfe Ergebnisheit der auf einem Fleck versammelten Einwohner der Stadt angesichts des Schleifens sämtlicher Werke ringsum ohne jedes Pathos schildert, ist wohl das Ergreifendste, was eine Frau in ihrer Lage je in Worte gefaßt. Und doch das Bekenntnis angesichts des Furchtbaren, dessen Zeuge sie gewesen: „Ich war ruhiger und stärker geworden und dachte an alle die Opfer, die jetzt jeder einzelne bringt. Ich sagte mir, daß man sich diese große Zeit gar nicht so recht verdienen würde, wenn man nicht auch das Opfer bringt, das einem zu tiefst ans Herz greift.“

G. Th.



### Aus der Kriegszeit.

Die widerspenstigen Tommy's. Die folgenden, für die „Disziplin“ in der englischen Armee bezeichnenden Geschichten aus dem Felde stammen aus dem Kriegstagebuch eines englischen Stabsoffiziers, das ausgangsweise von der „Daily Mail“ wiedergegeben wird: „Eines Nachts saß ich arbeitend in meinem Zelt an der Bahnstrecke vor Armentières. Ungefähr um 2 Uhr morgens wurde das Zelt durch am Zugang beiseite geschoben und herein trat ein Soldat, der nach dem wachhabenden Offizier fragte. Da ich diese Stelle verließ, fragte ich ihn nach seinem Begehren. „Ich möchte nach Rouen, Herr Hauptmann“, sagte er. „Schön, aber woher kommst du?“ „Jegenswoher. Ich bin nämlich Gefangener.“ „Gefangener? Wo ist deine Wachmannschaft?“ „Sie haben sich in Eibensch betrunken und sind dort steden geblieben. Außerdem haben sie mein Eisenbahnbillet verloren. Darum, Herr Hauptmann, möchte ich Sie um ein neues Billett bitten. Ich wurde zum Tode verurteilt. Aber hier ist mein Begnadigungsakt. Ich soll ins Militärgefängnis nach Rouen. Bitte, können Sie mir sagen, wie und wo ich den Zug erreiche?“ Ich starrte ihn entgeistert an. Das war wirklich die seltsamste Erscheinung, der ich je in meinem Leben begegnet bin. Ich fragte ihn nach Einzelheiten. Und so erfuhr ich, daß er vor das Feldgericht gestellt worden war, weil er auf Wachposten vor dem Feind geschlafen hatte. Er war zum Tode verurteilt und dann zum Militärgefängnis begnadigt worden. Da er in Frankreich nirgends durchkommen konnte, da seine Identität überall festgestellt worden wäre, meldete er sich — nachdem seine Verwundung sich am Wege betrunken hatte, freiwillig zum Transport, um nicht als Flüchtling seiner Begnadigung verlustig zu gehen. . . . Ein anderes Erlebnis: Ich saß in einem Bauernhaus, dessen Wohnstube für mich hergerichtet worden war. Da klopfte es. Auf mein „Herein“ erschienen drei unanästhetisierte, verlotterte Gestalten, halb in Mäntel, halb in Zivilkleidung. „Was wollt ihr?“ fragte ich. „Wir wollen

uns melden, Herr Hauptmann“, sagte der eine. „Wer seid ihr denn?“ „Deserteure!“ „Wißt ihr, was das bedeutet?“ „Natürlich, Herr Hauptmann. Wir haben uns schon tagelang versteckt, aber wir können nicht mehr weiter, wenn wir nicht verhungern und erfrieren sollen.“ Und so nach und nach kam die ganze Sache zutage. Sie waren im Schützengraben gewesen und wurden zur Erholung für sechs Tage nach der Etappe zurückgeschickt. Doch bereits nach drei Tagen erhielten sie Befehl, wieder in die Feuerlinie zu gehen. Da sie nach dem ersten Befehl noch drei Tage Urlaub gehabt hätten, wollten sie sich ihr „Recht“ verschaffen, indem sie schlankwegs auskniffen. Sie hielten sich in Bastzügen versteckt und streiften bei Nacht durch die Felder. Dann, als sie vor Entbehrungen halbtot waren, blieb ihnen nichts übrig, als sich zu stellen. „Ihr wißt, daß ihr erschossen werdet?“ fragte ich. „Ach, ja“, erwiderte der Wortführer, „das wird wohl so sein. Aber lieber lassen wir uns erschießen, als daß wir wieder in den Schützengraben gehen.“ . . . Eine Zeitlang war ich beim Stab damit beauftragt, die aus dem Großen Hauptquartier einlangenden Chiffredepeschen zu entziffern. Und es interessierte mich jedesmal sehr, zu erfahren, was der Inhalt dieser wichtigen Telegramme war. Jedesmal, wenn ein solches Telegramm in meinem Bureau ankam, war alles in Aufregung und Erwartung. Eines Tages öffnete ich wieder eine solche Depesche und entzifferte die Zeichen, während alles in höchster Spannung um mich herumstand. In dem Chiffretelegramm aus dem Hauptquartier aber stand folgendes: „Warum, zum Teufel, bekommen wir fortwährend Pflaumenmarmelade? Gibt es denn keine Birnen und Äpfel?“ . . . Einmal saß unser Regimentsstab mit einer Stappenabteilung viele Wochen lang in einem verlassenen Dorf, in dem es nicht einmal ein ordentliches Wirtshaus, geschweige irgend eine einigermassen mögliche Zerstreuung gab. Darum suchte jeder — Offizier und Soldat — unter irgend einem Vorwand die Gelegenheit, aus dem öden Dorf abkommandiert zu werden. Ein junger Offizier, der schon als Zensor, Probantenausschreiber, Telegraphist und vergebliche Versuche gemacht hatte, meldete sich schließlich für ein anderes Regiment als — Aushilfs-Feldgerichtlicher. Doch das einzige, was er erreichte, war, daß er vor eine militärärztliche Kommission zur Untersuchung seines Geisteszustandes gestellt wurde.“

Krieg dem Straßenlärm. In dieser Zeit des wildesten Kriegslärms, da ganze Landstriche wochen- und monatelang unter dem Donner der Geschütze erzittern, ist in Amerika ein Apostel der Ruhe aufgestanden, mit dessen „neuer Religion“ die New Yorker Blätter sich eingehend beschäftigen. Der Verkünder oder besser die Verkünderin dieser neuen Lehre ist, wie in Amerika so häufig, eine Frauenführerin. Imogen B. Calkins, Führerin der sozialen Frauenbewegung in den Vereinigten Staaten, hat entdeckt, daß der schlimmste Druck, unter dem die arbeitende Bevölkerung zu leiden hat, der Straßenlärm ist. Sie behauptet, daß der Lärm in New York und anderen großen Städten die Fähigkeiten der Menschen in den Arbeitsstunden herabsetze, die Tätigkeit erschwere und den Ruhestunden einen großen Teil ihrer so notwendigen guten Wirkung nehme. Um diesem sozialwidrigen Lärm zu Leibe zu gehen, begann Frau Calkins damit, daß sie alle die verschiedenen Geräusche, die sie von ihrem Fenster aus vernahmen konnte, beobachtete und in eine Liste eintrug. So kam sie zu der Erkenntnis, daß es im Straßenleben der modernen Großstadt eine Anzahl von Geräuschen gibt, die überflüssig sind und verhindert werden könnten. Sie übergab diese Liste einer Zeitung, und die Folge war ein Ansturm von Zuschriften. Auf diese Weise wurden die Truppen für den Feldzug gegen den Lärm gesammelt. Die Ansichten und Prinzipien der Bewegung sind in der „National Municipal Review“ niedergelegt. „Die Warnungssignale der Automobile sind unentbehrlich. Aber alle Automobile sollten gezwungen werden, das gleiche Signal zu gebrauchen, das musikalisch abgestimmt sein müßte. Laut schallende Uhrenglocken sind völlig überflüssig. In dieser Zeit, da die Uhren so gut und so billig geworden sind, sollten die Kirchenuhrenglocken nicht jede Viertelstunde die ganze Nachbarschaft aufstöbern. Die Straßenmusikanten müssen verschwinden. Ihre Musik ist ja ohnedies derart, daß man ihnen nicht für ihre Tätigkeit Geld gibt, sondern dafür, daß sie sich entfernen. Die Straßenverkäufer sollten ihre gellenden Anrufe durch Plakate ersetzen. Die Zeitungsverkäufer sollten sich auf dieselbe Weise bemerkbar machen. Jedes Geräusch auf der Straße muß hinfort auf das allergeringste Maß beschränkt werden. Dies ist eines der wichtigsten und dringlichsten Mittel, um das allgemeine Wohl zu fördern.“ Die Absichten der amerikanischen Ruhevorkämpferin und ihrer Genossinnen sind sicher gute. Aber wäre es nicht wichtiger und dringlicher für das allgemeine Wohl, wenn die amerikanischen Frauen einer Feldzug gegen die großen Kriegslieferungen ihrer Mitbürger versuchten, um so das viel gefährlichere Lärmkonzert der Geschütze nach Möglichkeit abzukürzen?



# Neues vom Büchermarkt.

## Kriegsgedichte, Romane, Novellen usw.

\* „Unter Sabsburgs Fahnen gegen Italien.“ Kriegserlebnisse von Paul Lindenberg. Mit zahlreichen Abbildungen. (Verlag von Adolf Bong u. Co., Stuttgart.) Von Hindenburgs Kämpfen hatte uns schon Paul Lindenberg viel Interessantes erzählt, nun war es ihm vergönnt, bei unseren tapferen Verbündeten an der italienischen Grenze Mächtigendes zu erleben. Von dem heldenhaften Ausbarren in jenen furchtbaren Kämpfen entwirft er die lebendigsten Bilder. Naturstimnungen und frischer Humor würzen die Darstellung. Kaiserzog Eugen, der Oberkommandierende der österreichischen Streitkräfte, dessen sympathische Persönlichkeit der Verfasser hier eingehend würdigte, hat die Widmung des schönen Büchleins angenommen.

\* „Kampf und Sieg an der Westfront.“ Schilderungen und Erlebnisse aus meinem Kriegstagebuch von Alex Viktor von Frankenberg und Ludwigsdorff. (Verlag von Gadamewitter u. Thal, Leipzig.) Die Erlebnisse und Eindrücke eines Front-Offiziers, Skizzen aus den Tagen des ersten Vortragssturms in den Westfronten und dem Stellungskrieg des zweiten Kriegsjahres, durchwoben mit allerlei Reflexionen, auch humoristischen Schilderungen, alles voll großer Anschaulichkeit, erfüllt von dem Bewußtsein der Größe dieser Dinge.

\* „Deutschlands Zukunft!“ Kriegslehren und ihre Bedeutung für deutsche Jugend- und Volksbildung von Rektor Bruno Clemens, Riegeln. (Würzburg, Verlag Kurt Rabitsch.) Das Eben v. Gebin, dem Forscher und Denker, gewidmete Buch des schlesischen Geographen und Publizisten zeichnet Deutschlands Zukunft vom geographischen Standpunkte aus, der in der künftigen Politik eine große Rolle zu spielen berufen ist.

\* „Die Vorgeschichte des Weltkrieges“ von v. Michailis, Hauptmann im Generalstabe. (Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr.) Ein deutscher Generalstabler geht hier in sehr geschickter Weise auf die Umstände ein, die Europa in den nun schon weit über ein Jahr wütenden Weltkrieg verwickelt haben. Die vorliegende Schrift befaßt sich nicht mit langatmigen Politisierungen, sondern beschränkt sich auf einen möglichst sachlich gehaltenen Tabbericht. Kaleidoskopartig eng aufgereiht und scharf umrissen ziehen die Vorgänge seit dem großen Einheitskriege 1870 an uns vorüber.

## Romane, Novellen.

\* Ein neuer Moszkowski-Band „Die ewige Lampe“ und andere Humoresken erschien soeben als Nr. 1033 der bekannten Roman- und Novellen-Sammlung „Kürschners Bücherklub“ (Hermann Sillger, Verlag, Berlin-Leipzig.) Bei dem erstaunlich niedrigen Preise darf dem neuesten Werke des vortrefflichen Humoristen die weiteste Verbreitung in allen Schichten unseres Volkes sicher sein. Auch unsere Feldgrauen, die der Sammlung „Kürschners Bücherklub“ seit Kriegsbeginn ein besonderes Interesse entgegenbringen, werden gern zu dem lustigen Buche greifen.

\* Hendrik Conscience: „Der Löwe von Flandern.“ Ein historischer Roman aus Alt-Belgien. (Wilhelm Bohngraeber, Verlag, Berlin.) Eine neue billige, schön ausgestattete Ausgabe des berühmten belgischen Heldenepos, das die flandrischen Freiheitskämpfe des 13. Jahrhunderts feiert. Es ist schon lange in Deutschland bekannt, und wird jetzt, wo die Gemeinsamkeit der deutschen und flandrischen Interessen so stark betont wird, besonders gern gelesen werden. Die Bearbeitung der Ausgabe besorgte im Auftrage des Flemiganten-Ausschusses Kurt L. Walter von der West.

\* „Mimandro.“ Roman-Novelle aus den Balearen von Katharina von Pommersche. (Dreslau bei S. Schottländer.) In der reichen und anschaulichen Schilderung eines uns ganz fremdartig anmutenden Natur- und Menschenlebens liegt der eigentliche Wert dieser Geschichte, die uns von der Liebe eines verarmten Edelmannes zu einem schönen Bauernmädchen erzählt.

\* „Das Waldgeheim.“ Roman von Fedor Sommer. (Richard Mühmann, Verlag, Halle a. d. Saale.) Auch dieser neue geschichtliche Roman des schlesischen Dichters ist eine wahrhaft erfreuliche Gabe. Schon in seinen „Schwändelfeldern“ hatte er religiöse Kämpfe der Vergangenheit ernst und kraftvoll dargestellt. Glaube und Heimat ist das Thema dieses Romans, der zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs spielt. Ehrlicher Fanatismus, tief innerlicher Mut der Überzeugung, aber auch weltliches Begehren, das unter religiöser Maske sich birgt, sind die Motive der Handlung, die viel Furchtbares und Erhebendes vereinigt. Der Stil versucht nicht, wie etwa Enrika Handel-Rozzetti dies tut, im Alter-

tümlichen ganz treu zu bleiben, trifft aber durchaus Ton und Charakter des Zeitalters.

## Kunst und Kunstgeschichte.

\* „Handbuch der Kunstwissenschaft.“ Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Erik Burger, München, in Verbindung mit den Univ.-Professoren Dr. Brindmann-Karlruhe, Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Grisebach, Gerasfeld, Hildebrandt und Wulff-Berlin, Jansen-Galle, Diez und Neuwirth-Wien, Binder-Darmstadt, Graf Vitzthum-Kiel, Wadernagel-Leipzig, Weese-Bern, Willich und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit ca. 4000 Abbildungen. In Lieferungen. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neuhäbelberg.) Lieferung 18, Heft 1. Professor Dr. Willich-München: „Die Architektur der Renaissance in Italien.“ Wer diese stattlichen Lieferungen durchsieht, wird auf jeder Seite von der Fülle des Neuen überrascht werden. In diesen Bänden wird bei ihrer Vollendung die ganze Summe unseres kunstgeschichtlichen Wissens eingeschlossen sein. Nach modernen Grundsätzen geordnet, erscheinen auch dem Sachkenner hier bekannte Ergebnisse in neuem eigenartigen Licht. Die Abbildungen sind nicht nur groß und instruktiv, sondern auch wunderbar z. T. in Farben reproduziert. Vaukunst der Renaissance in Italien“ heißt das große Kapitel, das in der vorliegenden Lieferung, bearbeitet von Professor Dr. Willich in München, beginnt. Seine Arbeit zeichnet sich durch große Klarheit und Durchsichtigkeit aus, besonders die Heranziehung eines seltenen Abbildungsmaterials in großer Fülle macht das Werk wertvoll.

\* „Blätter für deutsche Art und Kunst.“ Herausgegeben von Richard Wenz: 1. Richard Wenz: „Die Renaissance, das Verhältnis der deutschen Kultur.“ (Jena bei Eugen Diederichs.) Gedanken, die der Herausgeber der deutschen Volksbücher und Legenden (im Diederichschen Verlage) schon hier und da angedeutet, erscheinen hier im großzügigen Zusammenhange. In seinem Bestreben, für deutsche Art und Kunst zu wirken, ist ihm der Einfluß des Renaissancegeistes, wie er nicht nur bis ins 18. Jahrhundert hinein in Deutschland herrschend wurde, sondern auch noch in der Literatur der Gegenwart fortwirkt, unheimlich als Selbstentfremdung des deutschen Geistes. Die Schärfe und Bestimmtheit dieser Ausführungen mag im einzelnen zu ungerechten Beurteilungen führen, aber in der Gesamtauffassung wird man dem Verfasser entschieden recht geben, so manchen traditionellen Vorurteilen er auch stark widersprechen mag. Und gerade jetzt, wo die neue Kunst nur ein Teil der neu aufzubauenden deutschen Geisteswelt, dieser harmonisch sich einfügend, sein soll, gewinnen solche Gedanken besondere Bedeutung. Sie berühren sich vielfach mit der künstlerischen Weltanschauung Richard Wagners, Heinrich von Steins und Rhodess, sind aber doch ganz selbständig entwickelt.

## Länder- und Völkerkunde.

\* „Afrikanische Köpfe.“ Charakterstudien aus der neuen Geschichte Afrikas von Karl Peters. (Sammlung „Männer und Völker.“) (Verlag Witten u. Co., Berlin-Bien.) Ein neues wertvolles Bändchen der bedeutsamen Sammlung. Der größte deutsche Afrikaner, dem einst die eigene Regierung bei seinen gewaltigen Plänen die Steine in den Weg warf, dem dann die durch ein wirtschaftsferndes Praesentum irreführte öffentliche Meinung so übel mißspielte, unterrichtet uns hier über jene Afrikaprobleme, die seinen eigenen Lebensinhalt bedeuten. Er verzichtet darauf, von sich selbst und seinen Taten zu reden, aber die eigene reife Erfahrung, die selbstermorbene intimere Kenntnis der Dinge, gibt ihm den Untergrund zur Beurteilung. Die Einleitung berichtet von der Erschließung Afrikas, es folgen Charakterbilder von Krüger, Cecil Rhodes, Kaiser Menelik von Abessinien, Emir Raschid, Leopold II. Auf die objektive Würdigung des belgischen, vielfach so einseitig verurteilten Monarchen sei besonders hingewiesen. Die Darstellung ist durchaus künstlerisch zu nennen. So bedauern wir es besonders, daß in dieser Portraitgalerie des Verfassers eigener, energischer Charakterkopf fehlen mußte.

## Almanache, Kalender.

\* „Dr. Deffauers Hausarzt-Kalender 1916“, bearbeitet von Dr. Orłowski (Würzburg, Verlag von Kurt Rabitsch) liegt zum 2. Male vor uns. Er ist mit mancherlei Verbesserungen versehen und im ärztlichen Teil gründlich durchgearbeitet worden vom Spezialarzt Dr. Orłowski, der die Fortführung übernommen hat, nachdem Dr. Deffauer auf dem Felde der Ehre geblieben ist. Treffliche Ratschläge, durchwegs neue ärztliche Ratschläge und Verhaltensmaßregeln für Erkrankungsfälle sowie gesundheitliche Winke werden auf jedem Kalenderblatt von einem lebenserfahrenen Arzt geboten.